

LOST HISTORY

ein Magazin zum Projekt
MIRROR // MIRROR am Theater der
Jungen Welt Leipzig

**Ausmaß und Spuren von
NS-Zwangsarbeit in Leipzig.
Impulse für neue
Formen des Erinnerns.**

INHALT

LOST HISTORY: 2
Orte von NS-Zwangsarbeit in Leipzig

»SICHTBARES MASSENVERBRECHEN«: 4
Interview mit Dr. Josephine Ulbricht
(Gedenkstätte für Zwangsarbeit Leipzig)

KAMENZER STRASSE: 6
KZ-Außenlager als Neonazi-Treffpunkt

»LIXER« LEISTET WIDERSTAND: 8
Solidarität unter Lebensgefahr

TRACING REMEMBRANCE: 10
Smartphone-Game über NS-Zwangsarbeit

ESSAY: ALLTAG UND SPIEL – 12
Pervasive Games und Theater

THE FUTURE IS YOURS: 14
Kunst als Kraftquelle für Solidarität

IMPRESSUM 17

EDITORIAL



Winnie Karnofka.
Foto: Tom Schulze

Ist Erinnerung jemals zu Ende? Wie stark spiegeln sich die Geschehnisse der Vergangenheit in unserer Gegenwart? Gerade die aktuelle Krise durch den Russland-Ukraine-Krieg ausgelöst spült die Gefahren, die von einem Vergessen und einer Relativierung des NS-Unrechts ausgehen, sehr deutlich an die Oberfläche unseres gesellschaftlichen Miteinanders. 2022, in einer Zeit, in der es immer noch entscheidend bleibt, sich gegen eben dieses Vergessen und diese Relativierung zu positionieren, erarbeitet das Theater der Jungen Welt Leipzig (TDJW) das Projekt MIRROR // MIRROR.

In Kooperation mit verschiedenen Künstler:innen sowie unterschiedlichen kulturellen, politischen und wissenschaftlichen Institutionen beschäftigt sich MIRROR // MIRROR mit Aspekten der Geschichte von NS-Unrecht in Leipzig – speziell mit Zwangsarbeit. Das dreiteilige Projekt spannt in verschiedenen Formaten (Theaterplanspiel, Smartphone-Game und partizipatives Stadtteilprojekt) einen Bogen zwischen NS-Zwangsarbeit und gegenwärtigen Formen rechter Radikalisierung und nimmt das Phänomen Solidarisierung in den Fokus. Das vorliegende Magazin gibt einen ersten Einblick in das Projekt und informiert über das Thema Zwangsarbeit im nationalsozialistischen Leipzig in seiner historischen sowie aktuellen Dimension.

Besonderer Dank gilt der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (EVZ) und dem Bundesministerium der Finanzen (BMF) für die Förderung von MIRROR // MIRROR, dem Journalisten Ullrich Kroemer und »Ahoi – Das Stadtmagazin für Leipzig und Region« für ihr Engagement bei der Realisierung dieses Magazins sowie der Gedenkstätte für Zwangsarbeit Leipzig für die kompetente wissenschaftliche Beratung und Begleitung des Projekts.

Eine spannende Lektüre, die die Erinnerung aufrechterhält, aber auch Impulse für unsere gesellschaftliche Zukunft gibt, wünscht

Ihre Winnie Karnofka,
Intendantin TDJW

ANREGUNGEN & DOWNLOAD:



www.tdjw.de/mirror-mirror/bildungsmaterial

ANREGUNGEN & DOWNLOAD:

Ideen zur weiterführenden Auseinandersetzung mit dem Thema NS-Zwangsarbeit finden Sie zum einen auf der Rückseite der beiliegenden Stadtkarte und zum anderen als Download unter: www.tdjw.de/mirror-mirror/bildungsmaterial

Unter diesem Link können Sie ebenfalls das vorliegende Magazin und die Stadtkarte herunterladen.



LOST HISTORY

ORTE VON NS-ZWANGSARBEIT IN LEIPZIG

Text: Ullrich Kroemer

Die Spur der Steine: Locations wie das WERK 2 und die Kleinmesse sind in Leipzig bekannte Orte der Kultur und des Vergnügens. Doch dass dort, wo heute gefeiert wird, im Dritten Reich tausende Zwangsarbeiter:innen arbeiten mussten oder untergebracht waren, ist im kollektiven Gedächtnis der Stadt kaum noch präsent. Vier Beispiele.

Konzerte in hipem Leipziger Industriearchitektur-Flair, ein Bummel durchs Vintage-Möbelhaus oder ein Schnitzel in der Gartensparten-Kneipe: Es gibt in Leipzig eine ganze Reihe von Orten des Vergnügens und kulturellen, gesellschaftlichen Lebens, die einst Orte des Schreckens waren. Zwischen 1939 und 1945 wurden hier etwa 75.000 Zwangsarbeiter:innen unter menschenverachtenden und teils lebensgefährlichen Bedingungen zur Arbeit gezwungen. Dazu zählten Menschen aus besetzten westeuropäischen Ländern wie den Niederlanden und Frankreich, die anfangs teilweise freiwillig kamen, aber auch sogenannte Ostarbeiter:innen aus den Gebieten der damaligen Sowjetunion. Eingesetzt wurden sie vor allem in der Rüstungsindustrie und Lebensmittelherstellung, aber auch in

der Stadtverwaltung, als Haushaltshilfen oder bei der Trümmerbeseitigung. Ab März 1943 wurden vier Außenlager des KZ Buchenwald im Leipziger Stadtraum eingerichtet. Die darin inhaftierten Frauen und Männer mussten schwere Arbeiten in der Rüstungsproduktion verrichten.

In der Öffentlichkeit ist die dunkle Geschichte dieser etwa 700 Orte, die heute unter anderem Kultureinrichtungen, Schulen oder Vereinshäuser sind, zum Großteil vergessen. Die ausgewählten Orte sollen exemplarisch beschreiben, wie Zwangsarbeit im Dritten Reich funktionierte – für alle Leipziger:innen offensichtlich.

◀ Kulturort mit leidvoller Geschichte: Im WERK 2 am Connewitzer Kreuz lebten und arbeiteten im Gebäude über der heutigen Konzerthalle D (rechts) bis zu 200 Zwangsarbeiter:innen. Foto: Anja Stopp

WERK 2, Kochstraße 132: Die Kulturfabrik WERK 2 am Connewitzer Kreuz ist eine Institution des Kultur- und Nachtlebens im Leipziger Süden. Wo heute Konzerte, Theater, Märkte und Partys stattfinden, mussten in der sogenannten **Gemeinschaftsunterkunft »Am Kreuz«,** auch **»Am Krug«** genannt, ab 1940 Menschen aus Frankreich und ab 1941 sogenannte Ostarbeiter:innen aus der Sowjetunion Zwangsarbeit verrichten. In der zur Rüstungsfabrik umgebauten ehemaligen Fabrik für Gasmesseranlagen **Schirmer, Richter & Co.** arbeiteten 1945 etwa 200 Zwangsarbeiter:innen, was mehr als die Hälfte der Belegschaft ausmachte. Sie waren im Gebäude über der heutigen Konzerthalle D untergebracht. Die Betriebsleiter Wilhelm Schirmer senior und junior galten als brutal und politisch hörig. Sie schlugen Zwangsarbeiter:innen, weil sie Birnen vom Boden auflasen, Winterkohlrabi aßen oder Kontakt zu den Arbeiter:innen im Werk hatten. Vater und Sohn begründeten die Misshandlungen ideologisch und lieferten ungehorsame Arbeiter:innen schnell der Gestapo aus, wie Prozessakten belegen. Die durchschnittliche Wochenarbeitszeit betrug kurz vor Kriegsende 69 Stunden. An sechs Tagen pro Woche mussten die Arbeiter:innen hier von 6.30 bis 18.30 Uhr für einen Hungerlohn schuften – gestattet war lediglich eine halbe Stunde Pause. Die Firma fuhr derweil in den Kriegsjahren Rekordgewinne ein. 1949 wurde Schirmer senior zu 18 Monaten Haft verurteilt, sein Sohn zu drei Jahren. Die Firma wurde liquidiert.

Kleinmesse am Cottaweg: Wenn im Frühjahr und Herbst jedes Jahres die Schausteller:innen kommen, ist die Leipziger Kleinmesse am Cottaweg ein Ort der schnellen Fahrgeschäfte, schrillen Buden und des Traums vom großen Losbudengewinn. Die wenigsten, die den Rummelplatz besuchen, wissen, dass der damalige Neue Meißplatz ab 1942 bis 1945 Ort enormen Leids war. In dieser Zeit wurde das Vergnügungsgelände zu einem der größten **Kriegsgefangenenlager** in ganz Leipzig umfunktioniert, das für 3.000 Menschen konzipiert war. Die ausländischen Gefangenen im sogenannten Lager **L230** mussten in den nahe gelegenen Plagwitz Rüstungsbetrieben arbeiten, aber auch für die Stadt, die beim Arbeitsamt Zwangsarbeiter:innen anfragte und zugeteilt bekam. Sie wurden bei der Müllabfuhr, im Forstamt, in Schlachthöfen, Gas-, Elektrizitäts- und Wasserwerken sowie in städtischen Bädern eingesetzt. Nach der Befreiung Leipzigs durch US-Streitkräfte wurde nicht nur das Barackenlager geräumt, sondern auch das dunkle Kapitel schnell beiseitegeschoben: Am 18. April 1946 fand bereits die erste Kleinmesse nach dem Krieg statt – mit vielen neuen Attraktionen ...

Feinkost, Karl-Liebknecht-Straße 36: Das Gelände, welches seinen Namen dem Sitz der Fabrik »VEB Feinkost Leipzig« zur Zeit der DDR zu verdanken hat, ist mit kleinen Läden, Flohmärkten und Filmnächten sozialer und kultureller Begegnungsort in der Südvorstadt. Zur Zeit des Nationalsozialismus befand sich in einem Teil des Areals, wo heute ein Geschäft für Vintage-Möbel zu finden ist, der Gildensaal der ehemaligen **Ver-eins-Bier-Brauerei zu Leipzig.** Ab 1941 wurde der Saal als **Gemeinschaftslager Südbräu** bezeichnet. Hier waren zunächst Zwangsarbeiter:innen der Firma Junkers untergebracht, ab 1943 übernahm die Leipziger Wirtschaftskammer das Lager. Bis zu 185 Frauen und Männer aus Frankreich, Belgien, Tschechien, Italien, Ungarn, der Ukraine und Polen, die in 96 zumeist kleineren Betrieben in der Umgebung arbeiteten, lebten hier auf engstem Raum. Im Keller waren Speisesaal, Wasch- und Aufenthaltsräume eingerichtet. Heute erinnert eine Gedenktafel an das Lager in der damaligen Adolf-Hitler-Straße 36.

Das Gebäude hinter der berühmten Lichtreklame »Löffelfamilie« war von 1941 bis 1945 ein Zwangsarbeiter:innen-Lager. Foto: Anja Stopp ▼



► Lager im Kleingarten-
lokal: 60 Belgier und
Niederländer lebten in
der Gartensparte
Priessnitz-Morgenröte.
Foto: Paul van Sluijs

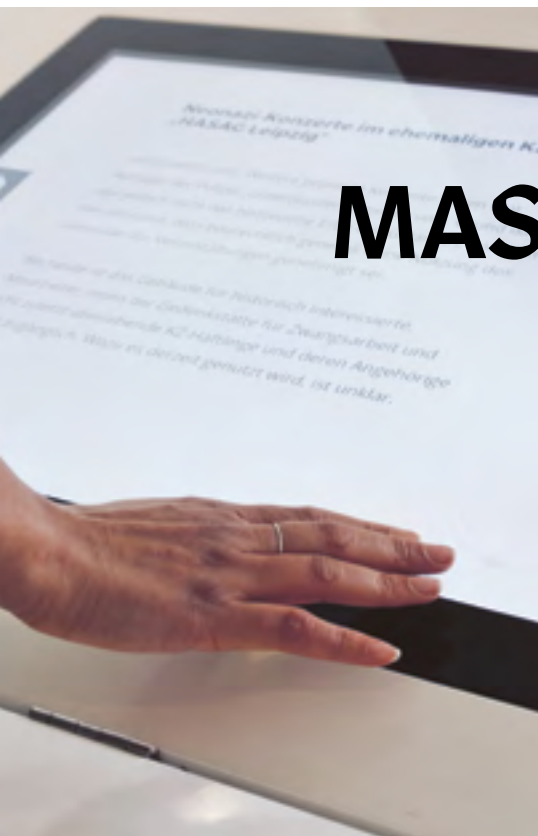


Jahrtausendfeld, Karl-Heine-Straße 82 & Kleingartenverein Priessnitz-Morgenröte, Priebnitzstraße 1: Das sogenannte Jahrtausendfeld, eine 23.000 Quadratmeter große Fläche im hinteren Teil der pulsierenden Karl-Heine-Straße, liegt heute brach. Ein paar Punks, Hippies und Obdachlose haben hier in kniehohem Gras ihr Camp aufgeschlagen. Couchs stehen auf der Wiese neben Einkaufswagen, Zelten, Schlafsäcken und Müll. Darauf, dass hier einst die **Firma Rudolph Sack KG** zu-

nächst Landmaschinen, später Kriegsgerät produzierte, deutet nichts mehr hin. Bis zum Kriegsende arbeiteten hier über 3.000 Zwangsarbeiter:innen. Zum Teil waren Barackenlager auf dem Gelände aufgebaut, zum Teil waren die Menschen anderswo untergebracht. Eine Gruppe von etwa 60 Niederländern und Belgiern lebte etwa im Nachbar-Stadtteil Leutzsch im Saal des Kleingartenvereins Priessnitz-Morgenröte (Deckname: »Am Entenweiher«). Sie produzierten u. a. sogenannte Grabenpflüge für die Ostfront, mit denen das Gelände beim deutschen Vormarsch für Panzer und Truppen geebnet wurde. Zunächst konnten sich die Menschen aus den von den Nazis besetzten Gebieten noch freiwillig zum Arbeitseinsatz melden, später wurden auch sie zwangsweise deportiert, konnten sich aber im Vergleich zu den Ostarbeiter:innen frei bewegen und bekamen mehr Lohn. Vom Vereinsvorstand abgesegnet, kassierte das Lokal Geld für Vermietung an die Rudolph Sack KG. Der Wirt der Vereinskneipe wurde im Kleingartenidyll zum Lagerleiter.

GEDENKSTÄTTE FÜR ZWANGSARBEIT LEIPZIG

Interview: Ullrich Kroemer



»NS-ZWANGS-ARBEIT WAR EIN SICHTBARES MASSENVERBRECHEN«

Dr. Josephine Ulbricht von der Gedenkstätte für Zwangsarbeit Leipzig, die das TDJW für MIRROR // MIRROR umfassend beraten hat, spricht im Interview über die Arbeit der Gedenkstätte, das Ausmaß von NS-Zwangsarbeit in Leipzig und wöchentliche Anfragen von Nachfahr:innen – sowohl von ehemaligen Zwangsarbeitenden als auch von Täter:innen.

Wir befinden uns hier in der Gedenkstätte, die im ehemaligen Pförtnerhäuschen des früheren Geländes der Rüstungsfabrik HASAG untergebracht ist, wo tausende Zwangsarbeiter:innen eingesetzt waren. Welche Bedeutung hat dieser historische Ort für Ihre Arbeit?

DR. JOSEPHINE ULBRICHT:

Die Gedenkstätte ist hier 2001 eingerichtet worden und da spielte der Bezug zum historischen Gelände sowie zu dem an der Permoserstraße befindlichen Gedenkstein eine wesentliche Rolle. Es kamen damals viele ehemalige Zwangsarbeiter:innen im Rahmen des Besuchsprogramms der



Stadt Leipzig hierher, um zu erinnern, zu gedenken und über ihr Schicksal zu berichten. Auch heute spielt der historische Ort noch eine wesentliche Rolle für unsere Arbeit. Doch inzwischen beziehen wir mit unseren Angeboten in den verschiedenen Stadtteilen Leipzigs auch zahlreiche andere ehemalige Orte von NS-Zwangsarbeit mit ein. Wir verfolgen damit ein dezentrales Konzept und wollen verdeutlichen, dass NS-Zwangsarbeit überall war und es sich um ein sichtbares Massenverbrechen handelte.

Welches Ausmaß hatte Zwangsarbeit in Leipzig und wie viele Menschen kamen durch Zwangsarbeit ums Leben?

Wir gehen derzeit von mehr als 75.000 Menschen im Stadtgebiet Leipzig aus, die während des Nationalsozialismus Zwangsarbeit leisten mussten. Dabei handelte es sich um zivile Zwangsarbeiter:innen, Kriegsgefangene und KZ-Gefangene. Es ist im Nachhinein schwer zu differenzieren, ob Zwangsarbeiter:innen während der Arbeit starben, etwa durch Unfälle an Maschinen, durch Schwäche und Krankheit oder ob sie durch Luftangriffe ums Leben kamen, denen sie meist schutzlos ausgeliefert waren. Insbesondere in den KZ-Außenlagern war es üblich, schwache und kranke Gefangene in andere Lager zu deportieren, bevor sie starben, so dass hier geringe Todeszahlen nicht zwangsläufig ein Beleg für bessere Überlebensbedingungen sind. Wir können die Zahl der verstorbenen Zwangsarbeiter:innen daher nicht genau beziffern. Aber auf den Leipziger Friedhöfen gibt es zahlreiche Gräber von Menschen, die Zwangsarbeit leisteten.

Es gibt in Leipzig dank der Arbeit der Gedenkstätte etwa 700 dokumentierte Orte von Zwangsarbeit – viele Gebäude und Orte existieren noch. Weshalb ist vergleichsweise wenig über die Schicksale der 75.000 Zwangsarbeiter:innen bekannt?

So wenig ist gar nicht bekannt. Gerade über die Kontakte zu Nachfahr:innen und die damit angestoßenen Recherchen haben wir inzwischen viele Schicksale in Erfahrung bringen können. Derzeit erhalten wir circa zwei neue Anfragen pro Woche. Darunter sind nicht nur Nachforschungen von Nachkommen ehemaliger Zwangsarbeiter:innen, sondern auch von Nachfahr:innen, die die Verstrickungen von Familienmitgliedern in das System der NS-Zwangsarbeit aufklären wollen.

Gibt es noch Überlebende und sind sie in die Arbeit der Gedenkstätte eingebunden?



◀ Gedenkstätte für Zwangsarbeit Leipzig (GfZL) im Leipziger Nordosten auf dem historischen Gelände des ehemaligen Stammwerkes der Hugo Schneider AG (HASAG). Foto: GfZL

Ja, es gibt noch einige wenige Überlebende, zu denen wir Kontakt haben. Sie leben jedoch im Ausland und sind zum größten Teil hochbetagt. Eine Einbindung in unsere Arbeit erfolgt daher eher über die Arbeit mit ihren Biographien, schriftlichen Berichten und Fotos, die sie uns zur Verfügung gestellt haben.

Ist es ein Gedanke, analog zum Konzept der Stolpersteine auch Zwangsarbeit wieder mehr ins kollektive Bewusstsein zu holen?

Gewissermaßen machen wir das ja schon mit unserer digitalen Karte, auf die weltweit zugegriffen werden kann und neu recherchierte Orte unkompliziert eingetragen werden können. Zudem können sich alle an der visuellen Erfassung der historischen Orte beteiligen: Im Sinne von Citizen Science kann man uns Fotos vom aktuellen Zustand ehemaliger NS-Zwangsarbeitsorte mailen, die wir dann in die Karte einpflegen.

Welche Wünsche hat die Gedenkstätte als unabhängige Organisation an Stadt und Land?

Perspektivisch möchten wir uns gern räumlich vergrößern, um mehr Ausstellungsfläche und Platz für Seminarräume, Büros, Archiv und Bibliothek zu haben. Hier hoffen wir auf Unterstützung der Stadt Leipzig bei der Suche nach geeigneten Räumlichkeiten. Zudem benötigen wir dringend eine bessere finanzielle Ausstattung. Bei drei Stellen in Teilzeit sind die vielen Anfragen nach Führungen, Recherchen und Kooperationen nicht mehr zu bewältigen, und wir müssen bereits jetzt schon viele Absagen erteilen.

◀ Dauerausstellung und Führungen, Bibliothek und Archiv, Dokumentation und Forschung: Die GfZL wurde 2001 eröffnet. Foto: Veronique Nivelle



WEITERE INFORMATIONEN UNTER:
zwangsarbeit-in-leipzig.de



KZ-AUSSENLAGER ALS NEONAZI- TREFFPUNKT

Text: Ullrich Kroemer
**WÜRDIGES GEDENKEN
UNMÖGLICH**

»Jeden Tag kommt mir entgegen,
so alltäglich, so eintönig,
im Dämmerlicht der Fackeln,
grau wie ein Regentag,
verschlafen, herbstlich –
der Morgen.

Jeden Tag kommt sie mir entgegen,
so alltäglich, so eintönig,
im gedämpften Gepolter der Puffer
in giftigem Gestank,
in brennender Hitze –
die Fabrikhalle.

Jeden Tag kommt er mir entgegen,
unerträgliche Mühen,
sinnlose Hoffnungen,
untrümbare Träume –
der Friedhof Tag.

So alltäglich, so eintönig,
weiße Pritschen wie Särge,
ein Grab unterdrückter Träume,
so verhasst und dunkel,
ein finsternes Gefängnis ...« *

Am historischen Ort des ehemaligen Außenlagers »HASAG Leipzig« des KZ Buchenwald in der Kamenzer Straße im Nordosten Leipzigs ist Gedenken nur unter schwierigen Bedingungen möglich. Das heute noch erhaltene zentrale Gebäude des ehemaligen KZ-Außenlagers sowie der daneben befindliche Bau aus der Zeit der DDR sind heute in Privatbesitz eines mutmaßlichen Neonazis.

In der Vergangenheit fanden in dem Gebäude in der Kamenzer Straße 12 unter anderem Konzerte rechtsextremer Bands statt. Zudem wurde es von einer mit Neonazis durchsetzten Kampfsportgruppe genutzt. Nun gibt es verstärkt Druck aus der Zivilgesellschaft, die die Stadt Leipzig zum Handeln auffordert.

Mit dem Vortrag dieses Gedichtes (siehe links) der KZ-Überlebenden Henryka Karmel (1921 bis 1984) ist am 12. Juli 2022 die Gedenkstele vor dem Grundstück an der Kamenzer Straße 10 bis 12 enthüllt worden. Auf dem Gelände im nordöstlichen Leipziger Stadtteil Schönefeld befand sich von Juni 1944 bis zum Kriegsende 1945 das größte

Frauenaußenlager des KZ Buchenwald. Hier waren über 5.000 Frauen und direkt daneben in einem separat eingezäunten Barackenlager auch etwa 700 Männer untergebracht, die für die HASAG (Hugo Schneider AG) Zwangsarbeit leisteten. Im größten sächsischen Rüstungsbetrieb – einem der größten Profiteure von Zwangs-

◀ Vor dem ehemaligen KZ-Außenlager in der Kamenzer Straße steht nun zwar eine Gedenkstele, doch ein Besuch ist aufgrund der unklaren Gefahrensituation nur organisiert zu empfehlen.
Foto: Christiane Gundlach

arbeit während der NS-Zeit überhaupt – wurden unter anderem Panzerfäuste und Granaten hergestellt. Mehr als die Hälfte der 65.000 Beschäftigten der HASAG waren Zwangsarbeiter:innen. Der rot geziegelte Backsteinbau in der Kamenzer Straße 12, in dem das einstige Hauptgebäude des KZ-Außenlagers untergebracht war, ist das einzige, noch teilweise erhaltene bauliche Relikt der insgesamt vier KZ-Außenlager im Stadtraum Leipzig. »Das Gebäude war ursprünglich als Fabrik konzipiert und wurde 1939/40 errichtet, kam als solche aber nicht zum Einsatz, weil es sehr bald als Unterkunft für zunächst zivile Zwangsarbeiter:innen aus Polen genutzt wurde«, erklärt Dr. Josephine Ulbricht von der Gedenkstätte für Zwangsarbeit Leipzig. Ab 1944 wurde das Gelände mit Stacheldraht umzäunt, Wachtürme für SS-Posten errichtet und Barackenlager gebaut. Das heute noch bestehende Fabrikgebäude war die Zentrale des Außenlagers mit Waschräumen, Arrestzellen, Schreibstube, Krankenrevier und Unterkünften im Obergeschoss. »Die Frauen haben in dieser Fabrikhalle im ersten Stock teilweise auf vierstöckigen, hölzernen Pritschenbetten geschlafen – bis zu 600 Frauen pro Block«, sagt Ulbricht.

Doch Gedenken an das Unrecht, das Henryka Karmel und den anderen Insass:innen angetan wurde, ist hier bislang nur sehr eingeschränkt möglich. Seit 2007 wird der Gebäudekomplex zum Teil durch die Neonazi-Szene genutzt. Das bestätigte auch der Sächsische Verfassungsschutz, der das Areal als »rechtsextrem genutzte Immobilie« führt. Hier fanden in der Vergangenheit diverse Neonazi-Konzerte statt – das letzte, das bekannt wurde, wurde 2018 aufgelöst. Zudem hatten die von Rechtsextremen durchsetzte Kampfsport-Organisation Imperium Fight Team um Benjamin Brinsa sowie ein Rocker-Club, der der rechten Szene zugeordnet wird, hier ihren Sitz. Zuletzt war im Frühjahr 2021 bei einer Kontrolle durch das Ordnungsamt wegen des Verdachts auf Nichteinhaltung der Corona-Schutzmaßnahmen in einem Clubraum in der

Kamenzer Straße 12 eine Hakenkreuzfahne entdeckt worden. Einer der Anwesenden war der Polizei wegen politisch motivierter Straftaten bekannt.

Der Eigentümer der Immobilie auf dem knapp 18.000 Quadratmeter großen Areal, der all das offensichtlich nicht nur duldet, sondern auch unterstützt, ist der in der Szene bekannte Bauunternehmer Ludwig K., der inzwischen den Namen »Prinz von Preußen« angenommen hat.

Bislang erinnerte hier eine kleine Gedenktafel der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN-BdA) an die Geschichte dieses Ortes. Doch diese Tafel wurde mehrfach geschändet und entfernt – unter anderem durch Pfeile ersetzt, die mit Kilometerangaben Richtung Stalingrad und Buchenwald zeigten. »Es gab schon lange den Wunsch, dass die Stadt Leipzig diesen Ort mit einer offiziellen Gedenktafel würdigt und seine historische Bedeutung anerkennt«, sagt Ulbricht. Das ist nun geschehen – ein Teilerfolg.

Doch einer würdigen Nutzung des Ortes steht unter anderem eine Einschätzung des sächsischen Landesamts für Denkmalpflege aus 2020 im Weg, nach der das Gebäude die Voraussetzungen eines Kulturdenkmals nicht erfüllt. Die Veränderungen nach 1945 seien so gravierend, dass nicht mehr nachvollziehbar sei, dass es als Zwangsarbeiter:innenlager genutzt wurde, schätzte das Amt nach einer Besichtigung von außen ein. Die Räume und das Gelände innen zu begutachten, sei gar nicht erst nötig gewesen, hieß es als Antwort auf eine Kleine Anfrage im Sächsischen Landtag. Ohne diesen Status könnte das Gebäude durch den jetzigen Besitzer problemlos abgerissen oder komplett umgebaut werden. Deshalb setzte die Gedenkstätte das Thema Anfang 2022 mit einer Petition erneut auf die Agenda und sammelte über 1.500 Unterschriften, um die Stadt zum Handeln aufzufordern.

Diese teilte dazu mit, dass dem Besitzer »Kaufinteresse seitens der Stadt kommuniziert« und »Kaufpreisvorstellungen ausgetauscht« worden seien. Doch die sollen angeblich im zweistelligen Millionenbereich liegen. Zu viel für die Kommune, die die »Aussichten auf einen erfolgreichen Ankauf« daher als »sehr gering« einschätzt. Oberbürgermeister Burkhard Jung betonte bei der Einweihung der Gedenkstele zwar unmissverständlich, dass die aktuelle Situation »ein Desaster für diesen historischen Ort« sei. Doch er erklärte auch, in welchem Zwiespalt sich die Stadt befinde: »Ich mag mir kaum vorstellen, einem Rechtsextremen öffentliches Geld in die Hand zu drücken.«

Der Gedenkstätte reicht das nicht aus. »Die Stadt müsste das Gebäude nicht unbedingt selbst kaufen«, sagt die Historikerin Ulbricht. »Sie könnte auch aktiv nach anderen Investor:innen aus Wissenschaft und Wirtschaft suchen und hier vermitteln. Wünschenswert ist, dass wir als Gedenkstätte in das neue Nutzungskonzept eingebunden werden.« Ein Teil des Außenbereichs könnte idealerweise für eine Ausstellung unter freiem Himmel und einige Räume für Bildungsarbeit genutzt werden. Doch eine Lösung ist weiterhin nicht absehbar.

* Dieses Gedicht steht auf der Gedenktafel an der Kamenzer Straße. »Moje zycie«, in: Karmel, Henryka / Karmel, Ilona: Spiew za drutami, New York 1947, S. 13. Übersetzung aus: Karay, Felicja: Wir lebten zwischen Granaten und Gedichten. Das Frauenlager der Rüstungsfirma HASAG im Dritten Reich, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 121.



SOLIDARITÄT UNTER LEBENSGEFAHR

Text: Ullrich Kroemer

»LIXER« LEISTET

Der Teenager Karl Hauke, genannt »Lixer«, leistete von 1941 bis 1944 aktiv Widerstand, unterstützte Zwangsarbeiter:innen und plante gemeinsam mit ihnen den Umsturz. Ein seltener Fall von Solidarität.

Karl Iljitsch Hauke war erst 13 Jahre alt, doch mit den Zuständen, unter denen Zwangsarbeiter:innen in Leipzig leben mussten, konnte sich der Schüler nicht abfinden. Hauke, dessen Spitz- und später Deckname »Lixer« war, wohnte mit seiner Familie ganz in der Nähe der zahlreichen Lager für Zwangsarbeiter:innen im Leipziger Westen. Zum ersten Mal beobachtete er auf dem Schulweg, wie die Menschen im Lager der Zimmerei Seidel an der Diezmannstraße dahinvegetierten. Gemeinsam mit seinem Vater Max Hauke begann er 1941 als Bote, Lebensmittel und Zigaretten in die Lager zu schleusen. Sie warfen für Sägespäne gedachte Säcke mit Hilfsgütern nachts über den Lagerzaun.

Beim Kohleklaun am Plagwitzer Bahnhof kam er in Kontakt mit weiteren russischen Zwangsarbeiter:innen und lernte Nikolai Rumjanzew kennen. Gemeinsam gründeten sie das Internationale Antifaschistische Komitee (IAK) und bauten unter deutschen Widerstandskämpfer:innen, Kriegsgefangenen und Menschen, die Zwangsarbeit leisten mussten, ein ausgeklügeltes Netzwerk auf. So wurden nicht nur Lebensmittel verteilt, sondern auch Flugblätter, für die Karl Hauke Materialien beschaffte und die er selbst mitproduzierte. Etwa 7.000 bis 8.000 Personen wussten angeblich von den Umsturzplänen des IAK, die vorsahen, Kasernen und Polizeistationen einzunehmen, sich der Waffen zu bemächtigen, Radiosender zu besetzen und den Aufstand so zu verbreiten. Auch gefangene, sowjetische Offiziere waren eingeweiht und Teil des Netzwerkes, das in viele Lager reichte. Rumjanzew war im Winter 1944 in der Gartenlaube der Haukes untergetaucht, um sich ganz dem Aufstand zu widmen. Doch dazu kam es nicht. Weil er einen Kontaktmann verpasste, wurde er bei einem Versuch aufgegriffen, Flugblätter in die Lager zu schleusen. Die Gestapo verhaftete im Juni 1944 den Großteil der Mitglieder des IAK. Die deutschen Kommunist:innen wurden vor den Volksgerichts-

hof in Dresden gestellt und verurteilt. Rumjanzew und die meisten der festgenommenen Zwangsarbeiter:innen wurden nach Auschwitz deportiert und dort ermordet – ohne einen Prozess.

Der mittlerweile 16-jährige Karl Hauke konnte fliehen und bei Freund:innen und Widerstandskämpfer:innen untertauchen. Seine Eltern und weitere deutsche IAK-Mitglieder saßen im Gefängnis am Münchner Platz in Dresden. Doch das Todesurteil konnte nicht vollstreckt werden: Den Haukes war es möglich, während der Bombardierung Dresdens im Februar 1945 zu fliehen und sich in Sicherheit zu bringen. Als der Krieg in Leipzig vorbei war und die Alliierten die Stadt befreiten, soll Karl Hauke auf dem Dach des Gartenhäuschens, in dem bis 1944 Nikolai Rumjanzew versteckt war, die Rote Fahne gehisst haben.

Karl Iljitsch Hauke starb 2016 im Alter von 87 Jahren. Heute erinnert unter anderem der Stadtteilladen »Lixer« in Kleinzschocher an diese Geschichte besonderer Solidarität, Menschlichkeit und Energie zum Widerstand unter Lebensgefahr. Initiativen wie die der Familie Hauke, des IAK und weitere bekannte Aktionen von Widerstand im Kleinen waren Einzelfälle in Leipzig, die generelle Fragen nach Solidarität in totalitären Regimen und Diktaturen aufwerfen. Weshalb sah der Großteil der Leipziger:innen zu, wie 75.000 Zwangsarbeiter:innen – immerhin etwa ein Zehntel der Leipziger Stadtbevölkerung damals – im Stadtbild oftmals sehr präsent – ausgebeutet wurden?

▲ Verkleidet im Untergrund: Der damals etwa 16-jährige Karl Hauke flüchtete aus der Haft und wurde durch den Arzt der Familie Hauke mit eleganten Sachen ausgestattet, um älter zu wirken und nicht erneut verhaftet zu werden. Foto: privat/Dr. Helene Hauke

► Karl Hauke (hinten rechts) im Jahr 1960 mit Mitgliedern des IAK vor dem ehemaligen HASAG-Verwaltungsgebäude. Foto: Familie Hauke/GfZL



◀ Familie im Widerstand: Karl Hauke und sein Vater Max (oben Mitte und links). Foto: Familie Hauke/GfZL

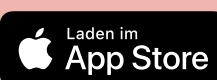
WIDERSTAND



WEITERE INFORMATIONEN UNTER:
www.zschocher.com



Hol dir die Vibe20 App -
Jetzt Vibescout werden



WELCOMETO
vibe20



»WELCHE KONSEQUENZEN HAT DIE VERGANGENHEIT FÜR DIE GEGENWART?«

Text: Ullrich Kroemer
SMARTPHONE-SPIEL ÜBER
NS-ZWANGSARBEIT



Spielerentwickler
Sebastian Quack.
Foto: sebastianquack.com

Viel mehr als ein Lernspiel: Im Smartphone-Game TRACING REMEMBRANCE tauchen Spieler:innen Stück für Stück in die Vergangenheit ein und müssen sich dazu verhalten, welche Auswirkungen das auf ihr Handeln in Gegenwart und Zukunft hat. Das Spiel vereint Formen von Theater und Ausstellung und lässt zeitlich, räumlich, inhaltlich und medial viele verschiedene Ebenen ineinanderfließen.

Diese App soll das nächste große Ding werden: Mithilfe einer neuen Technologie hat es das Leipziger Start-up-Unternehmen »Vibezig« geschafft, die Energien von Orten sichtbar werden zu lassen. Welche Aura und Vergangenheit umgeben ein Gebäude? Welche Areale in Leipzig sind besonders produktiv und innovativ? Als sogenannte Vibe-Scouts schwärmen die Spieler:innen im Auftrag des Unternehmens aus, um Locations auf ihren Vibe-Faktor hin zu scannen. Ähnlich wie Uber-

Taxifahrer:innen oder Gorillaz-Bot:innen ist das Arbeitsverhältnis ausbeuterisch, aber vermeintlich frei und hip. Ständig tauchen neue Jobs/Orte in der fiktiven Auftragsliste auf, die es ganz real in Leipzig zu besuchen gilt.

Doch an vielen Adressen sind die Ausschläge ungewöhnlich heftig. Dazu tauchen plötzlich Archivdaten und Fotos aus den 1940er Jahren auf, die Stück für Stück preisgeben, dass an den besuch-

ten Orten NS-Zwangsarbeit stattfand. »Die Spieler:innen rutschen selbst in ein prekäres Arbeitsverhältnis hinein, gleichzeitig öffnet sich Stück für Stück die Tür in die Vergangenheit«, sagt Spieleentwickler Sebastian Quack. Gemeinsam mit Florian Heller, Dramaturg für Digitales am Theater der Jungen Welt Leipzig (TDJW), hat der Berliner das Projekt TRACING REMEMBRANCE entwickelt, in dem Zwangsarbeit in einem fiktiven Szenario durch ein Location-basiertes Smartphone-Spiel thematisiert wird. Gespielt wird mit der fiktiven Start-up-App »Vibezig«, in der es Auftragslisten, Chats und eine Kartenfunktion gibt.

Über 700 Orte, an denen im Zeitraum von 1939 bis 1945 insgesamt 75.000 Zwangsarbeiter:innen untergebracht waren und sich zum Teil auch Arbeitsstätten befanden, sind in Leipzig bekannt. »Wir wollten ein Szenario schaffen, das sich über den Alltag legt – genau wie Zwangsarbeit in der NS-Zeit mit dem Alltag der Menschen in Leipzig verflochten war«, sagt Quack. Zwangsarbeit habe eben »nicht nur streng geheim in Rüstungsbetrieben stattgefunden, sondern auch beim Bäcker nebenan oder in Privathaushalten. Mit dem Spiel wollen wir diese Verbreitung und das Systemische beleuchten.«

Die Vibe-Scouts bekommen zunächst in ihrer direkten Umgebung, dann in den Stadtteilen Lindenau und Connewitz und schließlich in Schönefeld rund um das ehemalige Gelände der HASAG (Hugo Schneider AG), einer der größten Rüstungsfabrikanten des Deutschen Reiches, immer mehr Informationen. Aus der anfänglichen Suche nach der Energie der Orte entwickelt sich die Kernfrage: »Welche Konsequenzen hat die Vergangenheit für die Gegenwart?« Quack erklärt, dass TRACING REMEMBRANCE nicht nur als edukatives Projekt gedacht sei: »Wir wollen über das Spiel einen Raum aufmachen, in dem die Fragen diskutiert werden, was NS-Zwangsarbeit für mich bedeutet und wie ich heute dazu stehe. Es geht letztlich darum, wie man selbst und die Firma auf die neuen Erkenntnisse über die Vergangenheit dieser Orte reagieren.«

Peu á peu tauchen andere Charaktere auf – gespielt von Schauspieler:innen des TDJW und freien Künstler:innen –, die mittels kurzer Videosequenzen, Podcasts, Audio- und Textmessages sowie YouTube-Tutorials Einfluss auf den Charakter und das Spielgeschehen nehmen. »Da wird ein Arbeitschat zur Theaterbühne. Diese Mischform mit Elementen von Ausstellung und Theater ist interessant für mich«, sagt Quack.

Der Künstler, Spieleentwickler und Kurator hat sich bereits in der Vergangenheit mit urbanen und gesellschaftspolitischen Themen wie Migration und Obdachlosigkeit beschäftigt. Für TRACING REMEMBRANCE taucht er erstmals in ein historisches Projekt ein. »Ich finde es spannend, Themen in Spielform zu verarbeiten, die nicht typisch für Spiele sind«, sagt er. Gemeinsam mit einem Team von etwa einem Dutzend Mitarbeitenden plus Schauspieler:innen hat er TRACING REMEMBRANCE als Teil des Ganzjahresprojektes MIRROR // MIRROR im TDJW umgesetzt. Dass Spieler:innen nicht wie bei anderen historischen Medienprojekten in die Rolle von Zwangsarbeiter:innen schlüpfen, ist bewusst gewählt. »Wir wollen eine andere Art von Ästhetik probieren

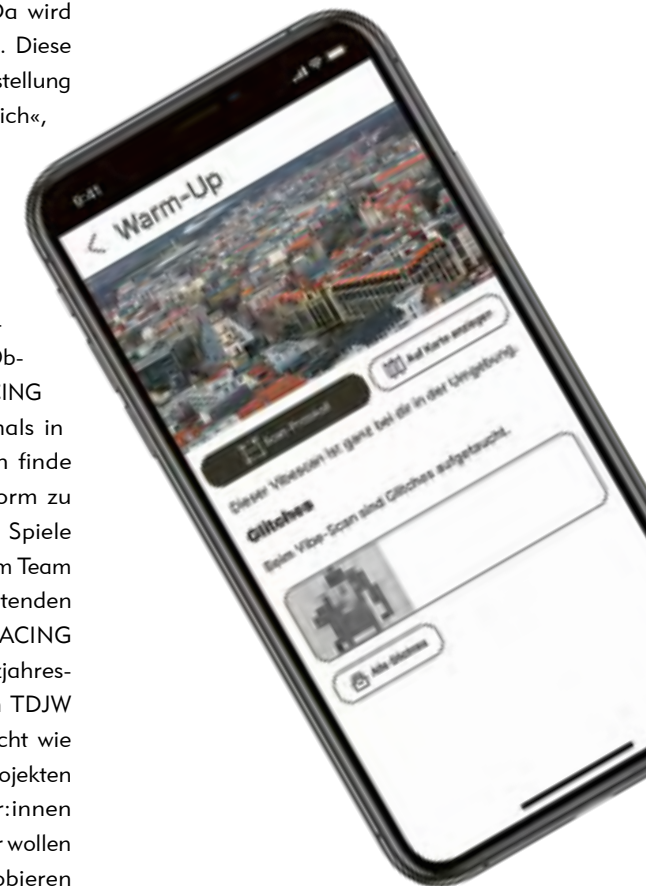
und Klischees vermeiden«, sagt Quack. »Es funktioniert eben nicht, den Alltag von Zwangsarbeiter:innen eins zu eins nachzuerleben.« Dafür funktioniert es in TRACING REMEMBRANCE umso besser, dass Raum und Zeit, Realität und Alltag sowie unterschiedliche Charakterrollen auf vielen verschiedenen Ebenen ineinanderfließen.

APP-DOWNLOAD



Die App zum Smartphone-Game TRACING REMEMBRANCE kann unter folgendem Link kostenlos heruntergeladen werden:

www.tdjw.de/mirror-mirror/2-tracing-remembrance



WHAT IF THIS



Florian Heller,
Dramaturg für Digitales am TDJW.
Foto: Tom Schulze

Ist ein Spiel wie TRACING REMEMBRANCE bloße Fiktion oder beeinflusst es auch die Realität? In seinem Essay beschreibt Florian Heller, Dramaturg für Digitales am TDJW, wie Ebenen des Alltags und des Spiels ineinander verschimmen und so zu einer neuen Wirklichkeit beitragen: Für das Theater eine Möglichkeit, große Gegenwartsthemen anders zu verhandeln als in einer Abendvorstellung?

Das Spiel, so beschreibt es der Kulturhistoriker Johan Huizinga, zeichnet sich durch drei Hauptmerkmale aus:

1. *Alles Spiel ist zunächst und vor allem ein freies Handeln – befohlenes Spiel ist kein Spiel mehr. Es ist keine Aufgabe. Es wird in der Freizeit gespielt.*
2. *Spiel ist nicht das gewöhnliche oder das eigentliche Leben. Es ist vielmehr das Heraustreten aus ihm in eine zeitweilige Sphäre von Aktivität mit einer eigenen Tendenz.*
3. *Das Spiel sondert sich vom gewöhnlichen Leben durch seinen Platz und seine Dauer. [...] Es spielt sich innerhalb bestimmter Grenzen von Zeit und Raum ab.*

(Zitate aus Johan Huizinga: Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel.)

Text: Florian Heller

ALLTAG UND SPIEL – PERSVASIVE GAMES UND THEATER

Auch im Theater grenzt sich die Vorführung in Zeit und Raum vom Alltag ab. Es gelten andere Verabredungen, etwa eine »suspension of disbelief¹: Man hat sich darauf geeinigt, für eine bestimmte Zeit die Regeln der erzählten Welt zu akzeptieren, aber gleichzeitig weiß man, dass diese nicht das echte Leben sind, selbst wenn sie den Anspruch hätten, dieses abzubilden. Theater und Spiel teilen das, was die wissenschaftliche Disziplin der Game Studies als »magic circle«² bezeichnet: Eine Trennlinie, die den Bereich des Spiels vom Nicht-Spiel abgrenzt. Innerhalb des »magic circle« gelten die Regeln des Spiels, außerhalb (im Alltag) nicht.

Eine bestimmte Kategorie von Spiel allerdings zeichnet sich dadurch aus, dass sie diese Grenze verschimmen lässt oder teilweise durchlässig macht: Pervasive Games³ spielen mit den Grenzen von Spiel sowohl im räumlichen wie im zeitlichen und im sozialen Sinn. Zu diesen Spielen zählen unter anderem häufig die Genres Augmented/Mixed Reality⁴ Games, Mobile Games etc. Digitale Formate machen einen nicht unerheblichen Anteil an den pervasive games aus.

Ein prägendes Beispiel dafür ist »Pokémon Go«, das 2016 als Spiel für Smartphones und Tablets veröffentlicht wurde. Das über eine Milliarde mal heruntergeladene Spiel verwendet eine digitale Karte sowie Augmented-Reality-Technik, um Spieler:innen an verschiedenen

Orten Monster sammeln und gegeneinander kämpfen zu lassen. Spieler:innen bewegen sich also quasi auf einer anderen Ebene von Realität, die für Nicht-Spieler:innen unsichtbar ist. Was daran sind nun Momente, die den »magic circle« durchlässig machen? Zunächst orientiert sich die zweite Realität von »Pokémon Go« an der ersten Realität des öffentlichen Raums. So fungieren bestimmte markante Punkte wie Sehenswürdigkeiten im Stadtraum als Orte für Spielelemente wie »Pokéstops« und Arenen. Auch findet man etwa Wasser-Pokémon eher in der Nähe realer Gewässer und so weiter. Aber auch darüber hinaus lösen sich die Grenzen zwischen Alltag und Spiel auf. So sind im Gegensatz zu etwa kostümierten »LARP«⁵-Spieler:innen die Nutzer:innen von »Pokémon Go« für Außenstehende zunächst nicht als solche zu erkennen. Personen, die im öffentlichen Raum auf ihr Smartphone schauen, sind alltäglich. Nichts deutet darauf hin, dass sie sich in der Sphäre eines Spiels bewegen. Auch der Alltag der Spieler:innen und die Sphäre des Spiels beginnen sich zu vermischen: So wird auf dem Weg zur Arbeit ein kleiner Umweg gemacht, um ein besonders seltenes Pokémon zu fangen. Oder die Pausenzigarette hundert Meter weiter als üblich geraucht, weil dort ein Pokémon darauf wartet, eingefangen zu werden. Gleichzeitig verändert das Spiel den Alltag aller allein dadurch, dass es im öffentlichen Raum stattfindet. Ein Ort,

an dem sich auf einmal Spieler:innen in Gruppen versammeln, verändert sich, hat eine andere Atmosphäre und eine andere soziale Funktion als zuvor. In Zeiten, als »Pokémon Go« ein Massenphänomen war, mussten teils sogar staatliche Behörden auf das Spiel reagieren. So wurde in Düsseldorf 2016 wiederholt eine Brücke für den Verkehr gesperrt, weil sich dort schlicht zu viele Spieler:innen sammelten.

Zusätzlich muss man betrachten, dass quasi auch von der anderen Seite des »magic circle« aus an dessen Auflösung gearbeitet wird. Das Stichwort hier ist Gamifizierung des Alltags. Dabei werden spieletypische Elemente in einem spielfremden Kontext (zum Beispiel Lohnarbeit) eingesetzt, um etwa Motivationssteigerung zu erzielen oder Anreize für die Erledigung monotoner Aufgaben zu schaffen. Elemente, die zum Einsatz kommen sind unter anderem Erfahrungspunkte, Highscores, Fortschrittsbalken, Ranglisten, virtuelle Güter oder Auszeichnungen.

Pervasive Gaming weiterzudenken, ist eine der Aufgaben, die wir uns als Künstler:innen mit Projekten wie dem Game TRACING REMEMBRANCE (siehe S. 10/11) stellen. Dabei bietet gerade das deutsche System städtischer Theaterbetriebe eine ausgezeichnete Ausgangsbasis, um die Vermischung von Spiel und Alltag stadtspezifischer zu denken. Ein kommerzielles

Spiel wie »Pokémon Go« muss global gedacht sein, in allen Städten gleich funktionieren und behandelt so die erste Realität des Stadtraums und des urbanen Alltags nur generisch und oberflächlich. Mobiles Gaming als Verschmelzung des Alltags einer Stadt, des Alltags der Spieler:innen und der Sphäre des Spiels kann als künstlerisches Projekt weitaus erzählerischer und ortsspezifischer gedacht werden und so ein tieferes Eintauchen der Spieler:innen ermöglichen. Eine App kann selbst zum Teil der Spielhandlung werden. Durch das Timing etwa von Push-Nachrichten kann man ein Spielerlebnis takten. Der im Spiel dargestellte Alltag verschmilzt mit dem realen Alltag. Für das Theater ist dies auch eine Chance, sich vom Konzept der zeitlich eng begrenzten Vorstellung abzukoppeln und eine ästhetische Erfahrung im Game langfristiger zu vermitteln. Diese Erfahrung schließlich ist eventuell besser in der Lage, die Fragen und Probleme, die sich aus unserem sich stark digitalisierenden und gamifizierenden Alltag ergeben, angemessen künstlerisch zu verhandeln.

¹ dt. willentliche Aussetzung der Ungläubigkeit

² dt. magischer Kreis

³ dt. durchdringende Spiele

⁴ dt. erweiterte/vermischte Realität

⁵ LARP = Live Action Role Playing (dt. Live-Rollenspiel)

WAS NOT A GAME?

KUNST & KULTUR ALS KRAFTQUELLE FÜR SOLIDARITÄT

Was lehrt uns das historische Phänomen Zwangsarbeit für die Zukunft? Und wie lässt sich daraus eine solidarische Perspektive für unsere Gesellschaft entwickeln? Diesen Fragen gehen Magda Korsinsky und Thomas Blum als künstlerisches Leitungsteam von THE FUTURE IS YOURS nach. Im Doppelinterview berichten sie, wie sie gemeinsam mit anderen Künstler:innen und interessierten Teilnehmenden einen Raum im Leipziger Osten gestalten und eine performative Installation mit vielfältigen Elementen zum Thema entwickeln.

▲ Eine Probensituation mit Magda Korsinsky. Foto: Julius Erler

► Teilnehmende des Projekts diskutieren über die Frage der kollektiven Schuld. Foto: Julius Erler

Magda und Thomas, wie fügt sich THE FUTURE IS YOURS in das Gesamtprojekt MIRROR // MIRROR rund um das Thema Zwangsarbeit ein?

THOMAS BLUM (TB): Wie es der Titel schon andeutet: Wir beschäftigen uns mit der Frage der Gestaltung einer solidarischen Zukunft, in der sich diese Form von Gewalt durch Zwangsarbeit möglichst nicht wiederholt. Was bedeutet für die Teilnehmenden des Projektes Solidarität? Was braucht es, um sich solidarisch zu verhalten, und was steht dem im Weg? Wir glauben, dass wir über diese großen Fragen aus dem historischen Phänomen Zwangsarbeit sehr viel lernen können – ganz besonders von den Menschen, die Zwangsarbeit verrichten mussten.

MAGDA KORSINSKY (MK): Wir verhandeln anhand der historischen Zeugnisse auch, wie ein selbstbestimmtes Leben und Widerstand heute möglich sind. Wie kann Widerstand im Kleinen aussehen und welche Handlungsmöglichkeiten hat jede einzelne Person?

Wie waren Widerstand und Solidarität für die damaligen Zwangsarbeiter:innen möglich und wie verarbeiten Sie das künstlerisch?

MK: Es gibt ein Buch der ehemaligen KZ-Gefangenen und späteren Historikerin Felicja Karay, dessen Titel schon ganz viel sagt: »Wir lebten zwischen Granaten und Gedichten«. Arbeiter:innen bei der HASAG (größte Rüstungsfabrik Sachsens im Dritten Reich, Anm.d.Red.) mussten Panzerfäuste, Munition und Granaten am Fließband produzieren, haben aber dennoch Energie gefunden, sich zu verbünden und Kultur stattfinden zu lassen. Es gab Konzerte und Theateraufführungen, es wurden Gedichte geschrieben und rezitiert, Ausstellungen und kulturelle Abende fanden statt.

TB: Diese Menschen haben nicht nur trotz der schwierigen Situation auch noch Kunst und Kultur gemacht, sondern das Kunstmachen war eine lebenserhaltende Kraftquelle. Überlebende haben beschrieben, wie wichtig das war, um durch diese schreckliche Zeit zu kommen.

MK: Das waren letztlich unter schwierigsten Umständen kreative und interdisziplinäre künstlerische Aktionen, die auch Ausgangspunkt und Anregung für unser Projekt sind.

Wie setzen Sie das konkret um?

MK: Als partizipatives Projekt, das wir auf verschiedenen Kanälen ausgeschrieben haben. Interessierte haben sich bei uns gemeldet; aus zwei Kennenlern-Workshops hat sich dann eine Gruppe von 15 Personen gebildet. Wir planen keine klassische Aufführung, sondern eine performative Installation. Die Personen, die sich das anschauen werden, sitzen nicht auf ihren Stühlen und schauen klassisch in einen Guckkasten, sondern bewegen sich selbst im Raum und werden so zu Teilen der Performances und Installationen.

TB: Wir haben die Ausschreibung ganz bewusst sehr offen gehalten, weil wir möglichst viele gesellschaftliche Perspektiven und Positionen – etwa in Bezug auf Alter, Geschlecht, Migrationserfahrungen und sexuelle Orientierung – auf unsere Themen dabei haben wollten. Unsere Teilnehmenden sind zwischen 14 und 78 Jahren alt. Jede:r hat unterschiedliche Möglichkeiten und Handlungsspielräume, sich zu engagieren, auf bestimmte Erfahrungen und Wissen zurückzugreifen. Ob ich selbst zum Beispiel von Antisemitismus oder Rassismus negativ betroffen bin oder nicht, verändert die Art und Weise, wie ich Widerstand leisten und solidarisch sein kann.

Das interessiert uns sehr, weil wir in dem Projekt probieren wollen, mit ganz unterschiedlich positionierten Menschen Gemeinsames mit Blick auf eine solidarische Zukunft herauszufinden, aber auch Trennendes herauszuarbeiten.

MK: Schon bei den ersten Treffen haben zwischen der jüngsten Teilnehmerin und einer der älteren, die bereits im Rentenalter ist, ganz spannende Begegnungen stattgefunden. Da haben sich ganz besondere Beziehungen aufgetan, die sich bis zu den Aufführungen weiter entwickeln werden.

Sie haben dafür einen einen Raum im Leipziger Osten, die Garage Ost, angemietet. Was haben Sie dort vor?

TB: Wir wollen in dem Raum proben, arbeiten und den Besucher:innen auch dort zeigen, was entstanden ist. Der Raum soll prozesshaft wachsen, ein Atelier sein, das gleichzeitig Ausstellungsraum und Performance-Base ist und sich mit der Zeit verändert.

MK: Vielleicht verändert sich der Raum auch während der Performances und Rundgänge durch die Installationen. Es ist gut möglich, dass jeder Rundgang einzigartig ist. Dafür haben wir uns Unterstützung geholt. Das Team von Kollektiv Plus X gestaltet mit uns gemeinsam den Raum; der Filmemacher Pedro Risse begleitet uns bei Videoinstallationen. Und für Gesang und Musik unterstützen uns die Musikerin Viktoriia Medvedko und der Soundkünstler Ludovico Failla. Es wird eine sehr interdisziplinäre Performance, die von den Teilnehmenden, den Künstler:innen und uns als künstlerische Leiter:innen gemeinsam gestaltet wird.

Magda, Sie arbeiten mit sehr vielseitigen künstlerischen Zugängen: unter anderem mit textilen Stoffen, aber auch



Choreographie und Tanz. Wie spiegelt sich das im Projekt wider?

MK: Wir möchten den Teilnehmenden möglichst viele unterschiedliche Medien, Disziplinen und Ausdrucksformen an die Hand geben. Es ist auch spannend zu sehen, wie sich Menschen in der künstlerischen Umsetzung eines Themas aus ihrer Komfortzone heraus begeben. Und auch die Personen, die sich die Aufführungen anschauen, können so mit ganz unterschiedlichen Sinnen wahrnehmen und eintauchen. Dazu passt, dass wir das Projekt auch von Beginn an als möglichst barrierearme Aufführungen gedacht und angelegt und nicht erst im Nachhinein überlegt haben, wie man Zugänge schaffen kann. Ich glaube einfach an Interdisziplinarität. Wenn man die Grenzen öffnet, können sich für die unterschiedlichen Kunstformen neue Aspekte ergeben.

Inwiefern beleuchten Sie auch moderne Formen von Zwangsarbeit?

TB: Das ist für unser Projekt natürlich Thema und wird Teil der Proben sein. Welchen Schwerpunkt das letztlich in den Aufführungen einnehmen wird, entscheiden die Teilnehmenden. Doch ob ausbeuterische Arbeitsverhältnisse oder Kinderarbeit – es gibt tausende Beispiele für moderne Zwangsarbeit beziehungsweise sogenannte moderne Sklaverei. Eine starke Analogie zwischen Zwangsarbeit und heutigen gesellschaftlichen Verhältnissen ist das, was Anibal Quijano Kolonialität nennt.

Inwiefern?

TB: Kolonialität meint, dass unser aller Leben, unser Denken, Fühlen und Handeln stark durch postkoloniale Verhältnisse bestimmt ist, wenn auch auf ganz unterschiedliche Weise. Etwa dadurch, wie wir arbeiten, was wir konsumieren, wie wir mobil sein können und wollen oder auch nicht, welche Privilegien wir haben und nicht haben. Wir alle wissen zum Beispiel, wie unsere T-Shirts hergestellt oder die Rohstoffe für unsere Handys abgebaut werden: die meisten nämlich unter extrem ausbeuterischen und gewaltvollen Verhältnissen. Das akzeptieren wir als Gesellschaft aber mehrheitlich schweigend. Keine:r geht jeden Tag auf die Straße und demonstriert dagegen. Da

gibt es eine geringe Solidarität, weil es für die meisten Menschen in Deutschland zu einer Art Normalität geworden ist.

Ähnlich wie bei Zwangsarbeit in den Jahren 1939 bis 1945?

TB: Bei Zwangsarbeit zur NS-Zeit war das ähnlich: Das gesamte Leben konnte damals nur durch Zwangsarbeiter:innen aufrechterhalten werden. Nur so konnte das Leben der Deutschen damals strukturell abgesichert werden. Nicht nur in der Waffenproduktion, sondern beispielsweise auch in der Lebensmittelherstellung. Aufgelehnt dagegen haben sich die Leipziger:innen nur in Einzelfällen.

Das berührt auch wieder die eingangs gestellten Fragen nach der Solidarität.

TB: Die grundsätzliche Frage nach Solidarität ist ja gerade auch wegen des Krieges in der Ukraine hochaktuell. Wir beobachten aktuell bei der Hilfe für Geflüchtete aus der Ukraine ein ganz anderes Verhalten als etwa 2015 im sogenannten Sommer der Migration, als Geflüchtete aus Syrien zu uns kamen. Dazu gibt es zwei Thesen.

Nämlich?

TB: Die eine lautet, dass die Menschen, die in Deutschland leben, aus der Situation 2015 viel gelernt haben und es einen Entwicklungs- und Lernprozess über Solidarität gab. Die andere hingegen besagt, dass es für Solidarität immer die Anerkennung des anderen als Teil der eigenen Gruppe braucht. Diese Anerkennung könnte bei Ukrainer:innen leichter fallen als bei Menschen aus Syrien, weil sich viele Menschen in Deutschland eben nicht als Teil einer Weltgemeinschaft verstehen, sondern als Teil einer weißen europäischen Gesellschaft.

Wie ist das zu erklären?

TB: Hier spielt auch ein Denken und Fühlen eine Rolle, dessen Grundlage letztlich ein modernes Rassedenken ist. Weiße Menschen identifizieren sich eher mit weißen Menschen und können leichter mit ihnen empathisch sein, wohingegen die Empathie gegenüber beispielsweise Afrikaner:innen, die das Mittelmeer zu überqueren versuchen, geringer ist. Auch dieser Fra-



▲ Die Teilnehmenden als kollektiver Klangkörper beim ersten Showing des Projekts im August 2022. Foto: Julius Erler

► Ein Teilnehmender beim Lesen des Buches »Geraubte Leben: Zwangsarbeiter berichten« (Hg. Stiftung EVZ). Foto: Julius Erler

ge nach den gegenwärtigen sogenannten Affektlogiken und wie diese solidarischeres Handeln gegenüber ALLEN Menschen erschweren, wollen wir nachgehen.

Ist der Krieg in der Ukraine nicht eine Totalabsage an einen solidarischen Zukunftsgedanken?

MK: Es ist eine Katastrophe. Viele Ukrainer:innen haben ja im damaligen Deutschen Reich und den besetzten Gebieten Zwangsarbeit geleistet. Nun gibt es welche, die den Krieg wieder erfahren müssen. Ich habe einen Dialog zweier früherer Zwangsarbeiter gelesen. Der eine wollte sich evakuieren lassen, der andere nicht. Dabei stand die Frage im Raum: Wie, jetzt sollen wir wieder nach Deutschland zurückkehren? Da ist das Thema Zwangsarbeit ganz klar auch mit dem Krieg verwoben.

TB: Sich solidarisch zu verhalten wird schwerer, wenn man selbst in Not ist. Und dennoch haben es Menschen, die Zwangsarbeit leisten mussten, damals ebenso geschafft, wie es Menschen aus der Ukraine heute gelingt, die gerade unter schlimmsten Umständen leben, sich nicht nur um sich selbst, sondern auch um andere zu kümmern. Das finde ich ein starkes Phänomen, dem wir in dem Projekt auf den Grund gehen. Woher bekommen die Leute die Kraft, sich in einer eigenen total existenziellen Notsituation Gedanken um andere zu machen? Wenn es eine solche Kraftquelle gibt, die wir alle anzapfen können, wenn Strukturen etabliert werden, die dies ermöglichen, dann gibt es vielleicht in 100 Jahren solche Kriege nicht mehr.



Magda Korsinsky

... ist eine Choreographin, Künstlerin und Dozentin tschechisch-eritrischer Herkunft. 1981 in Prag geboren, studierte sie Bildende Kunst an der UdK Berlin, ENSBA Paris und AVU Prag. Seit ihrem Meisterschülerinnenabschluss im Sommer 2007 arbeitet sie als freischaffende Künstlerin und ist Betreuerin und Dozentin der Siebdruckwerkstatt im Kunstquartier Bethanien Berlin. Im Sommer 2012 hat sie ihr Choreographiestudium am HZT Berlin abgeschlossen. Ihre choreographischen Arbeiten wurden u. a. in den Sophiensälen, am Theater Oberhausen und am Ballhaus Naunynstraße aufgeführt. Als Lehrende arbeitete sie mit unterschiedlichen Institutionen wie lab. Bode, bbk berlin, TU Berlin und der Universität zu Köln zusammen.



▲ Magda Korsinsky und Thomas Blum. Foto: Anja Stopp

Thomas Blum

... Jahrgang 1979, ist Theaterpädagoge, Künstler und Forscher und lebt in Leipzig. Aus der politischen Bildung kommend studierte er gewissermaßen auf dem zweiten Bildungsweg den Master Theaterpädagogik an der UdK Berlin, den er 2011 abschloss. Seitdem arbeitet er in Schnittbereichen von Theater, Politik und Bildung und leitete u. a. partizipative Projekte am Berliner Theater an der Parkaue und am Hebbel-am-Ufer-Theater. Seit März 2022 arbeitet er als Theaterpädagoge am Theater der Jungen Welt Leipzig, Ende 2022 erscheint seine Dissertation »Theaterpädagogik am Theater der Migrationsgesellschaft. Eine rassismuskritische Analyse von Praktiken der Subjektivierung an Berliner Theatern«.



INFOS:

Premiere/Eröffnung: 12. November 2022
weitere Aufführungen: 13. November 2022

IMPRESSUM

Konzeption und Redaktion: Thomas Blum, Florian Heller, Ullrich Kroemer, Anja Stopp

Wissenschaftliche Beratung: Dr. Josephine Ulbricht (Gedenkstätte für Zwangsarbeit Leipzig)

Texte: Thomas Blum, Florian Heller, Ullrich Kroemer

Lektorat: Jadwiga Müller, Anja Stopp, Dr. Josephine Ulbricht

Layout Magazin und Stadtkarte: Daniel Beintner

Druck: NEEF + STUMME GmbH, Wittingen

Redaktionsschluss: September 2022

Theater der Jungen Welt

Eigenbetrieb der Stadt Leipzig | Lindenauer Markt 21
04177 Leipzig | Intendantin: Winnie Karnofka
Verwaltungsdirektor: Marian Schmidt
Tel 0341.486 60 0 | E-Mail: kontakt@tdjw.de
www.tdjw.de

Diese Publikation entstand als Teil des Projekts MIRROR // MIRROR. Das Projekt wurde von der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (EVZ) und dem Bundesministerium der Finanzen (BMF) gefördert. Die Publikation wurde außerdem unter Mithilfe des Stipendiums der Verwertungsgesellschaft Wort im Rahmen des Bundesprogramms NEUSTART KULTUR ermöglicht.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (EVZ) und des Bundesministeriums der Finanzen (BMF) dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autor:innen Verantwortung.

Herzlichen Dank an »Ahoi – Das Stadtmagazin für Leipzig und Region« für die Unterstützung bei der Realisierung dieser Publikation.



Ein Projekt der Bildungsgagende NS-Unrecht

Gefördert durch:



aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages



